

Leseprobe aus:

**Petra Hammesfahr
Die Schuldlosen**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Petra Hammesfahr

DIE SCHULD- LOSEN

Roman

Wunderlich

1. Auflage März 2012
Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Satz Adobe Garamond PostScript (InDesign)
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 8052 5039 9

PROLOG

Grevingen-Garsdorf, im Dezember 1982

Es war ein Anblick, den Franziska Welter zeit ihres Lebens nicht vergessen sollte. Einerseits so beklemmend, dass es ihr die Luft abschnürte, andererseits so zauberhaft schön, dass man ihn in Märchenbücher hätte zeichnen mögen.

Frühmorgens hatte dichter Nebel das Dorf eingehüllt und der Frost jeden Schritt ins Freie zu einem riskanten Unternehmen gemacht. Im Laufe des Vormittags war es aufgeklart und überall gestreut worden. Die Mittagssonne löste den Nebel endgültig auf, hatte jedoch nicht die Kraft, ihn völlig zu vertreiben. Sieben Grad minus bannten die weißen Schwaden und verwandelten sie in filigrane Gebilde.

Überall Raureif. Es war kein Vergleich mit dem Schnee, der auch Straßen und Hausdächer bedeckte, aber nur obenauf lag. Die dünne Eisschicht dagegen umschloss sogar das kahle Geäst der Baumkronen vollständig. Jeder Grashalm, jeder noch so kümmerliche Zweig an den Sträuchern und jedes Pflänzchen auf den Gräbern war von einer Kristallkruste überzogen. Überall glitzerte und funkelte es im blendend grellen Sonnenlicht, als habe der Himmel den Friedhof mit Diamantensplittern bestreut.

Das war der Rahmen, vielmehr der Hintergrund für die beiden Gestalten, die Franziska Welters Aufmerksamkeit erregten, ihr die Brust eng und den eigenen Herzschlag so dramatisch bewusst machten.

Franziska stand gebückt vor dem ältesten der sieben Gräber in der sogenannten Kinderecke, in der die Kleinen beigesetzt

wurden. Keine der Grabstätten war länger als ein Meter zwanzig. Größere Kinder wurden seit Jahr und Tag bei den Erwachsenen bestattet. Aber das war, solange Franziska zurückdenken konnte, erst zweimal notwendig gewesen. Wenn die Kinder eine bestimmte Größe erreicht hatten, konnten sie dem Tod offenbar besser die Stirn bieten, liefen nur noch Gefahr, durch Unfälle oder sonst wie gewaltsam ums Leben zu kommen.

In der Nacht hatte der Wind irgendwo zwei verdorrte Blätter vom Herbstlaub aufgespürt und herübergeweht. Franziska zupfte sie aus einem Büschel winterharter Erika und äugte über die kniehohe Buchsbaumhecke, die das Karree von den anderen Grabreihen abgrenzte, zur letzten Ruhestätte der Familie Schopf hinüber.

Vor dem mit Granit eingefassten Eckgrab mit dem pompösen Stein am Kopfende standen Helene Junggeburt – sie war eine geborene Schopf – und ihr jüngstes Kind, beide wie in ein stilles Gebet versunken. Für Helene mochte das zutreffen. Sie trug Schwarz: Schuhe, Hose, Mantel, Handschuhe und einen Hut mit Schleier, der ihr Gesicht verbarg, sodass Franziska nicht sehen konnte, ob sich ihre Lippen in einem inbrünstigen Zwiegespräch mit Gott oder den Lieben in der Erde bewegten. Oder ob sie nur so dastand und die Namen auf dem Stein anstarrte.

Das Kind hatte eine rosafarbene Plüschmütze über Kopf und Ohren gezogen, unter der im Nacken ein dunkler Zopf hervorquoll. Am Ende wurde er von einer Spange in Schmetterlingsform zusammengehalten. Vor der Brust baumelten die dicken Bommel der Bänder, mit denen die Mütze unter dem Kinn gebunden war. Eine Jacke aus demselben Plüschmaterial schützte den Oberkörper vor der Kälte. Die kleinen Hände steckten in lustig bunten Fäustlingen, die Füße in weißen, pelzbesetzten Stiefelchen, die sicherlich dick gefüttert waren. An den Beinen dagegen trug das Kind nur weiße Strickstrumpfhosen und

darüber ein kurzes Röckchen aus weißer Wolle mit einer gezackten, rosafarbenen Borte am Saum.

Franziska fragte sich flüchtig, ob die Strumpfhosen wohl warm genug hielten. Ihr entging nicht, wie das Kind ständig sein Gewicht verlagerte, von einem Füßchen aufs andere trat. Vielleicht fror es beim Stillstehen. Vielleicht wurde ihm aber auch nur langweilig. Sein Verhalten sprach für Letzteres.

Es war ein ausnehmend hübsches Geschöpf, dessen Gesicht als Vorlage für die Bilderbuchzeichnung einer kleinen Prinzessin hätte dienen können. Allein diese Augen. Als das Kind verstohlen zu ihr hinüberblickte und sie anlächelte, überlief Franziska ein kalter Schauer. Große Augen, wie alle kleinen Kinder sie haben. Doch diese waren von einem so intensiven Blau, wie Franziska es bisher nur bei zwei Menschen gesehen hatte, bei Helenes älterem Bruder und bei Helenes Tochter. Es waren Augen, die von innen heraus zu leuchten schienen, weil die Iris von unzähligen hauchfeinen hellgrauen, strahlenförmig angeordneten Linien durchbrochen war.

Als Franziska das Lächeln erwiderte, wandte das Kind sich wieder dem Grab zu und begann mit seinem Atem zu spielen. Es ließ ihn kontrolliert in wohldosierten Wölkchen davonschweben, versuchte offenbar, bestimmte Formen wie Rauchringe zu schaffen. Als ihm das nicht gelang, ließen die aneinandergelegten Händchen die vor der Brust baumelnden Bommel der Mützenbänder hin und her schwingen.

Und so weit war es mit Helenes Versunkenheit dann doch nicht, dass ihr das entgangen wäre. «Lass das, Alexa», hörte Franziska sie tadeln.

«Wann darf ich denn das Licht anmachen, Mami?», erkundigte sich daraufhin die helle Kinderstimme.

«Sofort», erbarmte sich Helene, zog dem Kind die Fäustlinge aus und ein Grablicht nebst einer Schachtel Zündhölzer aus ihrer Manteltasche. Das Licht hielt sie fest, die Schachtel reichte

sie dem Kind, das sich mit wahrem Feuereifer daranmachte, Zündhölzer anzureißen und an den Docht zu halten.

Sein engelsgleiches Gesicht war angespannt vor Konzentration. Bei jedem neuen Zündholz, das die kleinen Finger über die Reibfläche führten, erschien kurz eine winzige Zungenspitze zwischen den prallen Lippen. Es war windstill, trotzdem erloschen die ersten vier Flammen, ehe sie den Docht erreichten.

«Nicht so hastig, Schatz», mahnte Helene und bot dann an: «Soll ich es machen?»

Das Kind nickte, überließ seiner Mutter die Schachtel, hockte sich neben die graue Grabeinfassung und öffnete das Türchen einer Grableuchte. Dabei rutschte der dicke Zopf vom Rücken auf die Brust. Das Kind warf ihn mit einer raschen Handbewegung wieder nach hinten. Die Bommel der langen Mützenbänder flogen mit. Und das Strickröckchen bauschte sich um die weiß bestrumpften Beine.

Wirklich ein zauberhafter Anblick.

Einerseits.

Andererseits so erschreckend, dass sich Franziska das Gefühl aufdrängte, sie müsse etwas unternehmen. Sofort! Auf der Stelle! Um drohendes Unheil zu verhindern. Aber sie konnte sich nicht aufraffen.

Herbst 2010

Er wusste, wie sie in dem Kaff über ihn dachten, dass sie ihn für eine Ausgeburt der Hölle hielten. Wahrscheinlich war er eine. In den letzten sechs Jahren hatte er sich das jeden Tag vor Augen gehalten.

Am letzten September wurde er aus der JVA Ossendorf entlassen, nachdem er zwei Drittel seiner Strafe verbüßt hatte. Die restlichen drei Jahre waren zur Bewährung ausgesetzt worden. Seine Anwältin holte ihn ab, hätte ihn auch nach Hause gefahren. Doch er wollte sich in Köln erst mal neue Klamotten besorgen, unter anderem eine schicke Lederjacke, wie er mit zwanzig eine besessen hatte. Die zog er auch sofort an.

Und zwei Paar Schuhe, eins zum Laufen. Das hatte er sich fest vorgenommen: laufen, wohin und wann immer er die Lust dazu verspürte, und wenn's um drei Uhr nachts war. Die Schuhe waren nicht billig, aber Geld war für ihn kein Problem. Das war es nie gewesen, nicht mal im Knast, dafür hatte seine Mutter gesorgt.

Als sie die Brauerei auf seinen Bruder überschrieben hatte, war Alex zwanzig gewesen, und kein Mensch hatte mehr erwartet, er könne sich noch zu einem brauchbaren Mitglied der Gesellschaft entwickeln. Sein Vater war immer nur Geschäftsführer und Platzhalter für Albert gewesen. Und Alex war ein Taugenichts, hatte bereits einen Gebrauchtwagenhändler aus Grevingen auf dem Gewissen. Stecher und Dosenöffner nannte man ihn zu der Zeit in Garsdorf. Doch auch so einer musste von etwas leben.

Deshalb war Albert verpflichtet, sowohl dem eisernen Heinrich als auch dem missratenen Brüderlein jeden Monat einen gewissen Betrag für eine angemessene Lebensführung zu überweisen. Die Summe war abhängig vom Umsatz der Brauerei, nicht etwa vom Gewinn. Damit Albert nicht auf die Idee kam, umfangreiche Modernisierungen vorzunehmen oder Unsummen zu investieren und den *Dosenöffner* am langen Arm verhungern zu lassen, um ihn auf die Weise zur Vernunft zu bringen.

Seit seiner Verurteilung hatte Albert den Unterhalt um die entstandenen Unkosten gekürzt. Die Anwältin und einiges

mehr musste bezahlt werden. Es hatte sich trotzdem ein hübsches Sümmchen auf seinem Konto angesammelt.

Ein billiges Kartenhandy gönnte Alex sich auch und bestand darauf, dass es sofort für eine Stunde an den Strom gehängt wurde. In der Zeit kaufte er anderswo noch ein paar Kleinigkeiten. Als er das Teil wieder in Empfang nahm, fühlte er sich einigermaßen gewappnet, konnte notfalls Frau Doktor Brand erreichen. Wen er sonst anrufen sollte, wusste er nicht.

Seine Mutter lag seit sechs Jahren bei ihren Eltern und der unersetzlichen Alexa. Der eiserne Heinrich war ihr vor zwei Jahren gefolgt. Seitdem war die Villa Schopf unbewohnt, und laut dem Testament seiner Mutter gehörte sie ihm. Albert verwahrte die Schlüssel, doch bei dem meldete er sich lieber nicht an.

Vor seiner Inhaftierung hatte er nur wenig, in den letzten Jahren gar keinen Kontakt mehr zu seinem Bruder und dessen Familie gehabt. Wichtige Nachrichten wie der Tod seines Vaters und der Termin für die Beisetzung waren ihm durch die Anwältin übermittelt worden. Nun hoffte er, dass seine Schwägerin zu Hause war und er die Schlüssel zur Villa in Empfang nehmen konnte.

Es wäre ihm lieber gewesen, Frau Doktor Brand hätte ihm den Weg abgenommen. Aber sie fand, es sei seine Familie und seine Sache. Sie hatte ihnen den Entlassungstermin mitgeteilt, aber leider eine falsche Ankunftszeit genannt, weil sie nicht erwartet hatte, dass er sich sofort ins Getümmel stürzen und zuerst einen Großeinkauf machen wollte.

Nachdem Greta Brand ihn zweimal beim Freigang begleitet hatte, war sie zu der Ansicht gelangt, er sei menschen- und misstrauisch geworden. Sie hatte ihn sogar ermahnt, sich nicht in der Villa zu verkriechen. Er war doch jetzt wieder ein freier Mann in einem freien Land. In einem Rechtsstaat gelte jede Schuld nach Verbüßung der Strafe als getilgt, hatte sie gesagt.

Dass er für den Gebrauchtwagenhändler überhaupt nicht

und für Janice Heckler nicht zu Ende gebüßt hatte, nahm die Anwältin nicht so wichtig. Sie meinte, er verdiene wie jeder andere die Chance, sein Leben nun nach seinen Vorstellungen zu gestalten. Schöne Worte. Er wollte sie beherzigen, vor allem den letzten Satz, auch wenn er noch nicht die leiseste Vorstellung von der zukünftigen Gestaltung seines Lebens hatte.

Mit der S-Bahn fuhr er nach Grevingen. War ein komisches Gefühl. Er erinnerte sich unweigerlich an frühere Fahrten beziehungsweise die Ankunft. Damals war er beim Bund gewesen, auch immer erst weit nach Mittag angekommen mit einer großen Segeltuchtasche in Natooliv. Jetzt trug er ein halbes Dutzend Plastiktüten mit Markenlogos, in denen seine Neuerwerbungen verstaut waren.

Die Reisetasche mit den wenigen Habseligkeiten, die er in der Zelle bei sich gehabt hatte, war im Wagen der Anwältin zurückgeblieben. Die wollte er sich irgendwann nächste Woche abholen. Wenn Frau Doktor sie ihm bis dahin nicht vorbeibrachte. Er war ziemlich sicher, dass sie bald bei ihm auftauchen würde, um sich persönlich davon zu überzeugen, dass es ihm gutging und er unbehelligt von einer möglicherweise aufgebrauchten Dorfbevölkerung eine ruhige Kugel schieben konnte. Greta Brand hatte einen Narren an ihm gefressen, das stand fest.

Die S-Bahn-Station hatte sich während seiner Abwesenheit nicht verändert, wenn man davon absah, dass die Unterführung, die von Gleis 3 zum Vorplatz führte, vergammelter und beschmierter und der Parkplatz erweitert worden war. Er warf einen kurzen Blick hinüber und schätzte, dass doppelt so viele Autos dort standen wie früher.

Dann konzentrierte er sich auf die Leute, die mit ihm aus der Bahn stiegen. Eine Horde Frauen mittleren Alters, zwei Rentner und ein paar Jugendliche. Bekannte Gesichter waren nicht dabei. Ihn schien auch keiner zu kennen. Und da kein M auf

seinem Lederjackenrücken stand, schenkte ihm niemand besondere Beachtung. Mit den Tüten sah er aus wie einer, der sich in Köln für Herbst und Winter eingekleidet hatte.

Die Leute zerstreuten sich rasch. Die Jugendlichen liefen zu den Bushaltestellen gegenüber dem alten Bahnhofsgebäude, das seit langem nicht mehr genutzt wurde und deutliche Zeichen von Verfall zeigte. Die beiden Männer und einige Frauen gingen zum Parkplatz, fünf oder sechs steuerten *Heikes Kaffeebüdchen* an.

Er schlug einen weiten Bogen um das Blockhaus mit der großzügig verglasten Vorderfront. Vor ewigen Zeiten war das eine stinknormale Imbissbude gewesen. Dann hatte Heike Jentsch, die Nichte von Franziska Welter, den heruntergekommenen Schuppen übernommen und ihr blitzsauberes Büdchen daraus gemacht.

Seitdem gab es an der S-Bahn-Station keine fettigen Pommes und keine Würste mehr, bei denen kein Mensch wusste, was drin war. Heike verkaufte stattdessen lecker und appetitlich belegte Brötchen, eine breite Palette von Süßigkeiten, Kaffee in verschiedenen Variationen, Tee, Kakao, Milch und Kaltgetränke in Dosen oder Tetrapacks.

Ab Mittag war zusätzlich Kleingebäck im Angebot. Das stammte wie die Brötchen aus der elterlichen Bäckerei in Garsdorf, die seit Jahren Heikes Bruder führte, unterstützt von einem Gesellen und einem Lehrling. Der alte Jentsch ging auf die siebzig zu, stand aber wahrscheinlich immer noch regelmäßig mit in der Backstube. Solche wie der kannten keinen Ruhestand.

Offiziell geöffnet war *Heikes Kaffeebüdchen* von halb sechs in der Früh bis um sechzehn Uhr. Aber so genau nahm das niemand. Nachmittags blieb die Tür auf, bis das letzte Plunderteilchen oder Brötchen verkauft war. Das konnte auch schon mal um halb vier der Fall sein. Zum Ausgleich bekamen Berufs-

tätige, die frühmorgens mit der ersten Bahn zur Arbeit fuhren, schon um Viertel nach fünf einen frisch aufgebrühten Kaffee und ein von Heike eilig geschmiertes Brötchen, Polizisten auf Streife, die das Ende ihres Nachtdienstes herbeisehnten, ebenso. Heike kannte fast alle, die in der Grevinger Wache ihren Dienst versahen.

Ihn kannte sie natürlich auch und musste ihn nicht gleich bei seiner Ankunft zu Gesicht bekommen. Denn es war ihre Aussage gewesen, die vor sechs Jahren zu seiner Verurteilung geführt hatte. Und nach der Urteilsverkündung hatte er ihr prophezeit, das werde ihr noch leidtun.

Er spielte kurz mit dem Gedanken an ein Taxi. Das Wetter lud nicht unbedingt zu einem längeren Spaziergang ein. Der Himmel war eine Palette unterschiedlicher Grautöne, die Luft so diesig, dass sie sich wie ein feuchter Lappen aufs Gesicht legte. Und er hatte einiges zu schleppen. Aber er sehnte sich nach Bewegung an frischer Luft. Es hätte ihm nichts ausgemacht, an der Greve entlang bis nach Garsdorf zu laufen.

Doch zuerst musste er zu dem Prachtbau am Stadtrand von Grevingen, den Albert für sich und die Seinen in die Landschaft hatte stellen lassen. Seine Schwägerin war daheim und allein. Die Putzhilfe hatte sich wohl gerade erst verabschiedet. Der Fußboden in der Diele sah aus wie geleckert. Seine Schuhe hinterließen nach dem Marsch auf den Straßen hässliche Spuren.

Vielleicht war Cecilia nur deshalb nicht erfreut, ihn zu sehen. Vielleicht war sie auch verärgert, weil sie den halben Tag umsonst auf ihn gewartet hatte. Oder sie befürchtete wegen all der Tüten, er wolle sich in ihrem trauten Heim einquartieren und ihre Putzfrau requirieren, um sein Domizil in Garsdorf erst mal wohnlich herrichten zu lassen. Als er nach der knappen Be-

grüßung sofort die Schlüssel verlangte, hatte Cecilia Mühe, ihre Erleichterung nicht zu offenkundig zur Schau zu stellen.

Sie eilte davon, die Schlüssel lagen schon bereit. Keine zehn Sekunden später war sie wieder da, streckte ihm das Gewünschte entgegen und fragte wohl nur der Form halber: «Brauchst du sonst noch etwas?»

«Ein Kaffee wäre nicht schlecht», antwortete er, um sie aus der Reserve zu locken. «Ein guter, starker Kaffee. Einen Abstecher in *Heikes Kaffeebüddchen* habe ich mir verkniffen. Und die Brühe, die sie im Knast servieren, sieht aus wie Spülwasser und schmeckt auch so ähnlich. Kann ich beurteilen, ich musste mal Spülwasser trinken. Einer wollte mir unbedingt zeigen, wie es sich anfühlt, wenn man mit dem Gesicht ins Wasser gedrückt wird.»

Cecilias Zusammenzucken war nicht zu übersehen, der rasche Blick auf ihre Armbanduhr zu demonstrativ, um ihre folgenden Worte für ehrlich zu halten. «Viel Zeit habe ich leider nicht mehr. Ich mache dir natürlich gerne einen Kaffee – aber wenn ich dich noch nach Garsdorf fahren soll ...»

«Mach dir keine Umstände», sagte er. «Ich muss noch mehr einkaufen. Oder hast du mir den Kühlschrank gefüllt?»

Sie schüttelte den Kopf.

«Dachte ich mir», sagte er. «Putzmittel brauche ich wahrscheinlich auch, oder?» Ihre Antwort wartete er nicht ab, drehte sich auf dem Absatz um und ließ sie mitten in ihrer geleckten Diele stehen.

«Du willst aber doch nicht mit all den Sachen den ganzen Weg zu Fuß ...», hörte er sie im Hinausgehen stammeln. Plötzlich wirkte sie verunsichert und beschämt.

Vielleicht war ihr gerade wieder eingefallen, wie oft sie ihn früher gebraucht hatte. Einer, der wie er gelernt hatte, mit Puppen zu spielen, eignete sich hervorragend als Babysitter. Und er war immer da gewesen, um ihre Brut zu hüten.

Damals hatten seine Nichte und der Neffe ihn heiß und innig geliebt. Seit seiner Festnahme wollten beide nichts mehr mit ihm zu tun haben. Sie waren sofort auf Distanz gegangen, hatten nicht mal den Prozess abgewartet. Dabei hätte es durchaus sein können, dass er freigesprochen worden wäre, weil die Beweise nicht für eine Verurteilung reichten.

Beweise hatten sie doch gar keine gehabt, bloß eine Theorie und die Aussage der Bäckerstochter. Wäre es seiner Anwältin gelungen, Heike Jentsch im Zeugenstand ebenso auseinanderzunehmen wie alle anderen, die sich eingebildet hatten, ihn hinter Schloss und Riegel bringen zu können, hätten sie nichts gegen ihn in der Hand gehabt und ihn freisprechen müssen. Aber zu dem Zeitpunkt war er von den meisten längst für schuldig befunden worden. Seine eigene Familie hatte da keine Ausnahme gebildet, dafür hatte der eiserne Heinrich gesorgt. Für den war er immer untragbar gewesen.

«Nur bis zum Supermarkt», sagte er im Hinausgehen. «Dort ruf ich mir ein Taxi.» Damit zog er die Haustür hinter sich zu und schluckte den Kloß im Hals hinunter. Von Cecilia hatte er ein bisschen mehr erwartet, wenigstens einen Kaffee und vielleicht ein «Tut mir leid, dass ich dich nie in Ossendorf besucht und dir nie geschrieben habe, Alex. Ich wusste einfach nicht, was ich sagen sollte». Das hätte er verstanden. Er hatte auch nicht gewusst, was er noch sagen sollte.

Es gab zwei Supermärkte in Grevingen. Beide lagen in der Innenstadt, wo ihn vermutlich bald irgendwer erkannt hätte. Einerseits reizte es ihn festzustellen, wie die Leute auf seinen Anblick reagierten. Andererseits hatte seine Schwägerin ihm überdeutlich vor Augen geführt, dass ihm keiner vor Wiedersehensfreude um den Hals fallen würde. Das durfte er auch nicht erwarten, was ihm sehr wohl bewusst war. Und er musste

es ja nicht gleich darauf anlegen, sich dumm anglotzen oder anfeinden zu lassen.

Der Discounter war anonym, abgesehen davon billiger und mit einem Hauch von Erinnerungen an unbeschwerte Zeiten behaftet. Der weitläufige Flachbau war vor zehn Jahren zusammen mit anderen Billigläden auf dem ehemaligen Betriebsgelände der Brauerei Schopf entstanden. Gebraut wurde seit langem im Grevinger Gewerbegebiet. Dort hatten sie die Autobahnauffahrt fast vor der Haustür; praktisch für die Lastwagen, die längst nicht mehr nur das gute Schopf-Bier durch die Lande karrten. Nachdem sein Bruder die Brauerei übernommen hatte, waren bald Wellness-Getränke und Bio-Limonade dazugekommen. «Man muss mit der Zeit gehen, sonst geht man unter», hatte Albert gesagt.

Er packte seine Tüten in einen der Einkaufswagen, die man mit einem Euro von der Kette nehmen konnte, lud an Lebensmitteln und Getränken dazu, wonach ihm der Sinn stand. Eine Menge Süßigkeiten, ein paar Fertiggerichte und zwei Flaschen Schopf-Bier, obwohl er sich von Alkohol fernhalten sollte. Darauf hatte die umsichtige Frau Doktor Brand ihn beim Abschied noch einmal ausdrücklich hingewiesen. Aber das Bier war für ihn kein Alkohol, das waren Erinnerungen.

Bei den Putzmitteln beschränkte er sich auf Geschirrspülmittel, eine WC-Ente und Essigreiniger. Eimer, Lappen, Bürsten, Schrubber, Besen und was man sonst zum Säubern brauchte, gab es garantiert noch in der Villa. Zu guter Letzt lud er ein Päckchen Waschpulver und einen Weichspüler mit der Duftnote «Blumenwiese» ein.

An der Kasse legte er seine Klamottentüten brav mit aufs Laufband und ließ die Kassiererin einen Blick in jede werfen. Ihr schien diese Kontrolle peinlich. Sie war Mitte zwanzig, ihr Akzent verriet, dass sie aus dem Osten stammte. Vermutlich hatte sie nicht die geringste Ahnung, wer er war. Und er sah

mit seinen dreiunddreißig Jahren immer noch aus wie der Dosenöffner vergangener Zeiten, daran hatte der Knast nichts geändert. Allein diese Augen, unter deren Blick Franziska Welter vor achtundzwanzig Jahren auf dem Friedhof erschauert war. Später war Franziskas Enkeltochter erschauert, aber aus anderen Gründen.

Nachdem er gezahlt hatte, wies die Kassiererin ihn auf einen Haufen leerer Kartons hin, in denen er alles verstauen könne. Dann wünschte sie ihm noch einen schönen Tag. Und ihre Miene ließ ihn annehmen, dass die Frage, ob sie am Abend schon etwas vorhabe, mit einem erwartungsvollen Nein beantwortet worden wäre. Natürlich fragte er nicht.

Mit dem Einkaufswagen brachte er Kartons und Tüten ins Freie und rief sich ein Taxi. Der Fahrer, ein Inder, half ihm bereitwillig, alles im Kofferraum zu verstauen, und ließ sich erklären, wie er zur Villa Schopf in Garsdorf kam. Während der Fahrt versuchte der Mann, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Erzählte, wie lange er schon in Deutschland lebte, dass er zwei Kinder habe und von Beruf eigentlich Koch sei. Alex schwieg. Was hätte er erwidern sollen, den Mann mit seinem Lebenslauf schockieren?

Am Ziel angekommen, probierte der Taxifahrer sein Glück noch einmal. Sämtliche Fensterläden waren geschlossen. Da brauchte es nicht viel Phantasie für die Feststellung, in dem großen Haus sei Platz für eine sehr große Familie, aber es sähe verlassen aus.

«Das täuscht», sagte Alex. «Es ist voller Geister.»

Er entlohnte den Mann mit einem großzügigen Trinkgeld, allerdings kam der nach dem Hinweis auf Geister trotz seiner Neugier nicht auf die Idee, ihm beim Reintragen der Sachen zu helfen.

War vielleicht besser so. Geister putzten nicht und schalteten auch keine Sicherungen ein. Wenigstens das hätte sein Bru-

der für ihn tun oder veranlassen können, fand er, nachdem er zweimal vergebens auf die Lichtschalter in der Eingangshalle gedrückt hatte.

Albert hatte einen Hausmeisterdienst damit beauftragt, in der Villa nach dem Rechten zu sehen und die Außenanlagen in Schuss zu halten. Das wusste er, weil ihm in den letzten beiden Jahren die Kosten für diesen Dienst vom Unterhalt abgezogen worden waren. Vorher hatte sein Vater dafür blechen müssen. Es hätte Albert nur einen Anruf gekostet, den Leuten Bescheid zu sagen, ab wann das Haus wieder bewohnt wurde. Wahrscheinlich hatte er das sogar getan, aber bloß mitgeteilt, der Besitzer werde dann selbst den Rasen schneiden.

Notgedrungen machte er die erste Runde durchs Erdgeschoss bei weit offener Haustür, um überall die Läden aufzustoßen und auch gleich ein paar Fenster aufzureißen. Dann öffnete er die Kellertür und blickte missmutig in den schwarzen Schacht. Unsicher tappte er hinunter.

Seit er die Kellertreppe zuletzt benutzt hatte, schienen zwei Ewigkeiten vergangen. Von vertrautem Boden konnte man wahrhaftig nicht sprechen. Auf den ersten Stufen gab es dank der aufgestoßenen Läden noch eine schwache Ahnung von trübem Tageslicht, der Rest lag im Dunkeln. Am Fuß der Treppe herrschte völlige Finsternis, und der Keller war verdammt groß.

Zum Glück wusste er noch, wo der Sicherungskasten zu finden war. Den Gang hinunter, dann nach links Richtung Heizung, wo er auch hinmusste. Nach zwei Jahren ohne Leben war das Haus ausgekühlt und klamm wie eine Gruft. Fast eine Viertelstunde brauchte er, ehe er den Strom eingeschaltet und die alte Brikettheizung angefeuert hatte. Zum Glück lag im Nebenraum noch genügend Heizmaterial für die nächsten Wochen.

Wieder zurück im Erdgeschoss, drehte er ein paar Heizkörper auf und machte sich an die Arbeit. Zuerst wusch er den Kühlschrank mit Essigwasser aus, schaltete ihn ein und verstaute

auch gleich die Lebensmittel darin, die gekühlt werden mussten. Den Rest trug er in die Speisekammer, ließ aber alles in den Kartons, weil er die Vorratsregale und das ganze Drumherum erst gründlich sauber machen wollte. Die Klamotten aus den Tüten hängte er fürs Erste in die Garderobe, damit sie nicht völlig zerknitterten. Dann kümmerte er sich um einen Schlafplatz.

In seinem früheren Zimmer lag wie überall im Haus der Staub von Jahren. Niemand war auf die Idee gekommen, wenigstens das Bettzeug abzudecken. Aber wer hatte sich denn nach dem Tod seiner Mutter hier noch für irgendetwas zuständig gefühlt?

Albert hatte anscheinend befürchtet, auf den vier Kilometern Landstraße die Orientierung zu verlieren, wenn er mal kontrolliert hätte, ob der Hausmeisterdienst zuverlässig arbeitete. Oder er hatte darauf verzichtet, weil man unweigerlich am Elternhaus von Janice Heckler vorbeimusste, wenn man zur Villa Schopf wollte. Die Breitengasse war eine Sackgasse, sie endete bei der Villa. Das Heckler-Haus stand nur rund hundert Meter entfernt. Und sonst gab es hier draußen nur noch die Lauben in den Schrebergärten zwischen den beiden bebauten Grundstücken.

Es war ein blödes Gefühl, am Heckler-Haus vorbeizufahren. Das hatte er eben im Taxi am eigenen Leib gespürt. Doch ihn plagten auch ganz andere Erinnerungen als Albert, der Janice Heckler gar nicht gekannt hatte.

Der eiserne Heinrich war nach Mutters Tod in Depressionen und Demenz versunken, hatte nur noch mit Hilfe einer Pflegerin den Weg von seinem Schlafzimmer zur Küche gefunden. Weil die gute alte Frau Schmitz längst in Rente gegangen war, hatte die Pflegerin auch den Haushalt geführt, sich aber offenbar nur um Heinrichs Zimmer, sein Bad, ihr Zimmer, ihr Bad, das Fernsehzimmer und die Küche gekümmert.

Im Schlafzimmer seines Vaters lag der Staub nicht ganz so

dick wie in anderen Räumen. Die Bettwäsche im Schrank war bloß an den Faltkanten dunkel geworden. Alex ärgerte sich, weil er nicht daran gedacht hatte, eine neue Garnitur Wäsche zu kaufen. Aber für eine Nacht würde es wohl gehen, ohne dass er sich die Krätze oder sonst etwas holte.

Er wischte und saugte gründlich, bearbeitete auch die Matratze in seinem Bett minutenlang von beiden Seiten mit dem alten Staubsauger, ehe er ein Laken darüberspannte. Außerdem klopfte er am offenen Fenster Kopfkissen und Daunendecke aus und bezog beides.

Dann ging er wieder nach unten, um endlich einen guten, starken Kaffee aufzubrühen und einen Happen in den Leib zu bekommen. Mittags hatte er nichts gegessen, obwohl es in Köln reichlich Auswahl gegeben hätte. Doch da war sein Magen wie zugeschnürt gewesen in Erwartung all der Dinge, die kommen konnten – und bisher ausgeblieben waren. Jetzt war er hungrig.

Der Kaffee, den er sich machte, war schwarz und klebrig wie die Sünde. Er rührte drei Löffel Zucker in jede Tasse, aß eine ganze Schachtel Kekse mit Schokoladenfüllung dazu und dachte an die Reistorte der Bäckerei Jentsch, die seine Mutter so geschätzt hatte. Und dann ärgerte er sich, weil er um das Blockhaus an der S-Bahn-Station einen so weiten Bogen gemacht hatte.

Er hätte *Heikes Kaffeebüddchen* einen Besuch abstatten, ein Hefeteilchen oder ein Plunderstück kaufen und sagen sollen: «Da staunst du, was? Ich bin wieder da. Viel früher als erwartet. Dass so ein Tag kommt, sollte einem eigentlich klar sein, ehe man bei der Polizei und vor Gericht das Maul aufreißt.»

Wahrscheinlich hätte dann bis zum Abend jeder in Garsdorf Bescheid gewusst. Und jeder, der die Lust dazu verspürte, hätte zu ihm herauspilgern, ihm die Fensterscheiben einwerfen oder die Hauswände beschmieren können. Heike hätte die ganze Nacht kein Auge zugetan, vermutlich bei jedem Geräusch in

der Grevinger Wache angerufen. Vielleicht hätte sie auch persönlich dort vorgesprochen und darum gebeten, man möge ihn rund um die Uhr überwachen, wie man es anderswo mit entlassenen Sexualstraftätern tat. Weil sie dafür nicht genug Leute hatten, wäre vielleicht hin und wieder ein Streifenwagen vor der Villa aufgetaucht. Vielleicht hätten sie Heike aber auch erklärt, dass sie erst etwas unternehmen konnten, wenn etwas passiert war.

Einigermaßen satt, begab er sich erneut auf Rundgang, stöberte in Winkeln und Ecken, Kisten und Kästen, machte sich wieder vertraut mit dem Haus, in dem er aufgewachsen war.

Im Zimmer seiner Mutter lagen alte Zeitungen mit Berichten über den Leichenfund in der Greve und seine Festnahme. Auf der Truhe vor dem Bett saßen drei Puppen, mit denen zuerst seine verstorbene Schwester und später er gespielt hatte.

Ursprünglich waren es vier Puppen gewesen. Sein Vater hatte ihm mal bei einem Abendessen eine aus dem Arm gerissen und war damit hinausgestürmt zu dem Platz hinter der Garage, an dem das Kaminholz gehackt wurde. Ehe man sich versah, lag die Puppe auf dem Hauklotz. Der eiserne Heinrich schwang das Beil und schlug ihr den Kopf ab, der über den Rasen kullerte.

Neben dem Klotz brach Mami in die Knie, grabschte nach dem Puppenkopf und jammerte: «Was tust du denn, um Himmels willen? Hast du den Verstand verloren?» Sie bekam gar nicht mit, wie Heinrich ihr Ersatzkind schnappte und dessen Kopf mit einem Griff im Nacken auf den Hauklotz drückte. Wäre Frau Schmitz nicht wie ein geölter Blitz aus der Küche geschossen und Heinrich in den Arm gefallen ... Er war vier oder fünf gewesen, an sein genaues Alter erinnerte er sich nicht, an den Rest umso besser.

In vier staubdichten Schränken auf dem Dachboden hing

und lag alles, wovon seine Mutter sich ebenfalls nicht hatte trennen können. Die komplette Garderobe aus dem letzten Lebensjahr der unersetzlichen Alexa sowie Männersachen von anno dazumal. Die hatten dem Bruder gehört, der laut dem eisernen Heinrich in einem sibirischen Kriegsgefangenenlager verreckt war.

Mutter hatte mal behauptet, Heinrich habe ihren Bruder auf dem Gewissen, und nicht nur den. Heinrich habe kein Herz und keinen Funken Mitgefühl für andere im Leib. Er kenne bloß sich und seinen Vorteil, habe seinen geschwächten Mitgefangenen das Brot geklaut und ihnen nur die wenig nahrhafte Wassersuppe gelassen. Deshalb seien viele an Unterernährung gestorben.

Konnte man das auch Mord nennen? Wenn ja, war es wohl Massenmord gewesen. Und dann musste man sich fragen, was die Garsdorfer vom Sohn eines Massenmörders erwarteten. Es konnte ja nicht jeder eine Brauerei führen.

Zum Abendessen brühte er sich noch einmal extrastarken Kaffee auf. Eine ganze Kanne voll, acht Tassen insgesamt, die er genüsslich eine nach der anderen trank. Trotzdem schlief er die erste Nacht in Freiheit recht gut in der muffigen Bettwäsche eines möglichen Massenmörders, der ihn beinahe geköpft hätte.

Nur einmal wachte er auf, weil der Kaffee auf die Blase drückte. Im ersten Moment hatte er Schwierigkeiten, sich zu orientieren, steuerte eine Zimmerecke an, weil bislang das Klo in der Richtung gestanden hatte. Es fehlte nicht viel, dann hätte er in den Papierkorb neben seinem alten Schülerschreibtisch gepinkelt und am nächsten Tag noch ein bisschen mehr zu wünschen gehabt.

Morgens musste er zuerst die Heizung wieder anfeuern. Im Gegensatz zum diesig kühlen Donnerstag war der Freitag sonnig und mild. Aber das Haus kam ihm immer noch so kalt und klamm vor wie ein Grab.

Nach einem opulenten Frühstück riss er sämtliche Fenster auf, um so viel frische Luft wie nur möglich hereinzulassen und vielleicht ein paar Geister hinaus. Trotz Durchzug geriet er dann beim Großreinemachen tüchtig ins Schwitzen.

Er begann mit Küche und Speisekammer, wusch gründlich und akribisch Regale und Schränke aus, ließ den alten Geschirrspüler, der noch hervorragend funktionierte, zweimal leer durchs Hauptprogramm laufen, ehe er ihn mit Tassen, Tellern, Gläsern, Besteck, Töpfen und Pfannen bestückte.

Anschließend nahm er sich noch einmal sein Zimmer und das dazugehörige Bad vor, wischte jede Ecke, schrubbte jede Ritze, das Klo und die Wanne, putzte die Fenster, die Fliesen, die Fußböden. Danach wusch er Bettwäsche und Handtücher, die Waschmaschine im Keller erfüllte ihren Dienst auch noch tadellos. Als Nächstes stopfte er die alten Klamotten aus seinem Schrank in die Trommel. Ob sie ihm noch passten, wollte er feststellen, wenn sie sauber und wieder trocken waren.

Bis zum frühen Nachmittag waren sämtliche in der Waschküche gespannten Leinen bestückt. Es duftete betörend nach Lavendel, Oleander und Jasmin oder kleinen Kindern, deren Wäsche in dem Zeug weichgespült worden war.

Zwischendurch lief er immer wieder ins Freie. Es war jedes Mal ein Erlebnis, das ihm Tränen in die Augen trieb. Das Leben wieder in den eigenen Händen halten, vor niemandem mehr kuschen müssen. Jederzeit rausgehen können, wie er sich das vorgenommen hatte. Und sei es nur in den Garten.

Er rannte hinunter bis zu dem verrosteten und stellenweise eingesunkenen Maschendrahtzaun, der das Grundstück zur Greve absicherte. Den Zaun hatte der Hausmeisterdienst nicht in Schuss gehalten. Ansonsten konnte man kaum meckern, der Rasen sah gepflegt aus, Bäume und Ziersträucher ebenso. Sekundenlang stand er still, riskierte einen Blick auf das träge fließende Wasser der Greve, um festzustellen, ob der Geist von Ja-

nice aus den Fluten aufstieg, was natürlich nicht geschah. Die Geister hausten anderswo.

Und wieder zurück zur Terrasse, Erinnerungen verscheuchen. Die rote Strickjacke im Dreck von Webers Garten, der etwa auf halber Strecke zwischen der Villa Schopf und dem Heckler-Haus lag. Der nackte Körper auf der schmutzigen Couch in der Laube, die immer unverschlossen gewesen war. Das schwarze T-Shirt mit dem Abbild der Backstreet Boys auf der Brust und einem Riss an der Schulter. Und die Stimme, so vorwurfsvoll: *«Bist du beknackt? Das Shirt war irre teuer. Das musst du bezahlen.»*

Nach Einbruch der Dunkelheit sprang er auch ein paar-mal wie ein Derwisch ums Haus herum und vollführte Bock-sprünge auf dem Vorplatz. Hätte ihn jemand dabei beobachtet, hätte der ihn garantiert für völlig durchgedreht gehalten. Aber es tat so gut, machte regelrecht besoffen.

Vielleicht schlief er nur deshalb auch in der folgenden Nacht wie ein Stein, immer noch in der angestaubten Bettwäsche seines Vaters. In der Waschküche hingen zu viele Teile, um schnell zu trocknen. Inzwischen duftete der halbe Keller nach Blumen-wiese.

Diesmal schlief er ohne Unterbrechung, weil er den ganzen Tag wie ein Besessener geschuftet hatte und davon rechtschaf-fen müde war. Außerdem hatte er auf den Kaffee zum Abend-essen verzichtet und stattdessen ein Bier getrunken.

Erst nach sieben Uhr morgens schreckte er aus einem Traum hoch, in dem Franziska Welter auf Knien in der Kinderecke vor dem Grab ihres Mariechens lag und mit beiden Händen in der Erde wühlte. Neben ihr plärrte sich ein kleines Mädchen die Seele aus dem Leib. Und er wusste, dass dieses Kind schrie, weil es seine Hilfe brauchte. Dieses Wissen und das Geschrei ver-folgt ihn auch nach dem Aufwachen noch eine ganze Weile.